



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Beteiligung der Schule an den Aufgaben der Gegenwart

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Duckmäuserei und Angstmeierei erkaufte wird, in denen „der Starke nicht mutig zurückweicht.“ Ist kein solcher Friede zu haben, dann lieber den Krieg! Er würde wie vordem wieder ein heldenmütiges, einiges Volk von Brüdern, ein Sturmgebräu und „einen Ruf wie Donnerhall“ in Deutschland finden. Würde eine Sprache in diesem Sinne an den entscheidenden Stellen geführt, so würden die Herren Franzosen, die sich vor nichts auf der Welt so fürchten, wie vor dem abermaligen Losbruch des deutschen craquement, und die Pan-slawisten wohl ruhig werden! Wollen sie aber nicht ruhig sein, dann nicht!

Ist nicht schließlich ein einmaliger Riesenkampf, ein furchtbares, aber bald beendigtetes Ringen besser, als der sich durch Jahrzehnte hindurchziehende sogenannte Friede, als die stetig zunehmenden Rüstungen, das nie aufhörende Gängen und Bangen und Sorgen, ob morgen, ob übermorgen, ob künftiges Jahr noch Friede sein wird, ob wir noch Verbündete haben werden, ob es diesen im Dreibunde wohl oder nicht wohl ist? Jedenfalls wäre es für das Gemüt, für die Stimmung des Volks, für den Grundton des ganzen deutschen Volkslebens unendlich wohlthuend und erhebend, wenn man an der Sprache und den Handlungen der Regierungen merkte: wir wollen zwar friedlich sein, aber nur gegen den auch friedlich auftretenden Nachbar, wir wollen aber keinen Frieden, der nur dadurch aufrecht zu erhalten ist, daß wir uns fortwährend von feindlichen Nachbarn bedrängen und mißhandeln lassen.



Die Beteiligung der Schule an den Aufgaben der Gegenwart



Vor einigen Wochen wurde an dieser Stelle die Frage aufgeworfen, woher es wohl komme, daß der Nachwuchs der Nation, sobald er der Schule den Rücken wende, in einem bedeutenden Bruchteil, wenn nicht gar in seiner Mehrheit alles abzuschütteln oder in den Staub zu treten pflege, was man sonst unter dem Namen der Ideale als des Menschenlebens köstlichsten Besitz verehrte. Aus dieser Frage klang dem Leser ein Vorwurf entgegen, den er in den letzten Jahren oft gehört haben wird, der Vorwurf, daß die deutsche Staatschule den schweren Aufgaben, die ihr von der Gegenwart gestellt werden, nicht mehr gewachsen sei. Wer jedoch so wie wir von der Bedeutung der Schule, von dem Wert ihrer Mitarbeit an der Lösung sozialer Aufgaben und — wir dürfen es sagen — von dem hingebenden Eifer und der hohen Berufstreue des deutschen Lehrerstandes überzeugt ist, dem konnte es nicht entgehen, daß die Spitze jener Klagen

namentlich gegen ein System gerichtet war, für dessen Bestand man keinen Menschen von Fleisch und Blut, sondern jenes vielvermögende, alles freie Leben und Gestalten überwuchernde Abstraktum des modernen Staatslebens, den Geist oder Ungeist des „grünen Tisches,“ verantwortlich zu machen hat.

Dieser „Grüne“ ist bekanntlich nicht nur unsichtbar, unfaßbar, unnahbar u. s. w., sondern er pflegt auch stumm zu sein, wenn ein vorwitziger Mensch in seinem naiven Unterthanenverstand einmal erfahren möchte, wann diesem oder jenem Poppe die Ehre der Schere zu teil werden soll. Mit dem Stummsein scheint es freilich in der letzten Zeit etwas besser zu werden, und auch in unsrer Angelegenheit hat der „Grüne“ gesprochen. Er hat anerkannt, daß die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts einen bedauernswerten Mangel habe, der sich namentlich in zwei Punkten offenbare, in einer geringen Charakterbildung und in einer unzulänglichen Kenntnis der Thatsachen und Gesetze des gesellschaftlichen Organismus. Für das Defizit in diesen beiden Posten sei die Schule haftbar, und so erkläre sich zum großen Teil die geringe Widerstandskraft des Volkes gegenüber den modernen Irrlehren. Als dann vollends aus allerhöchstem Munde jener Vorwurf in der schärfsten Weise wiederholt wurde, durften wir uns der frohen Erwartung hingeben, daß man nunmehr dem Übel entschlossen auf den Leib rücken würde. Mit Spannung sahen wir den kommenden Maßregeln entgegen: Sie kamen auch, aber den Glauben, daß es jetzt besser werde, haben wir offen gestanden nur bei wenigen Optimisten der unverbesserlichen Ordnung angetroffen. Die Mehrzahl ist der Meinung, daß die Neuerungen für die Schule als solche vielleicht einen Vorteil bedeuten, daß sie dagegen auf die genannten Schäden keine nachhaltige Einwirkung auszuüben vermögen. In dieser Hinsicht wäre also die großartig angekündigte und pomphaft in Szene gesetzte Schulreform leider ein Schlag ins Wasser.

Wer den Sitz eines Übels erkennt, der mag von vornherein die Hoffnung auf eine endgiltige Heilung aufgeben. In diesem Falle aber befinden sich alle — der große „Grüne“ nicht ausgenommen —, die in erster Linie die Schule für die mehrfach erwähnten bedenklichen Erscheinungen verantwortlich machen wollen und demzufolge von einer Änderung ihres Betriebes die Genesung der Schäden erwarten, die dem Gebäude der gegenwärtigen Gesellschaft das Fundament unterwühlen und das Dach zertrümmern. Versuchen wir also zunächst eine bessere, die richtige Diagnose.

Es ist eine von allen Seiten zugegebne Thatsache, daß das Ende unsers Jahrhunderts ein erschreckendes Minus an starken Charakteren zu verzeichnen hat. Daß im öffentlichen Leben ein großer Verbrauch von Charakteren stattfindet, erkennt jeder, der sich die Wandlung vor Augen hält, die ein guter Parteiführer an sich vollziehen muß, wenn er beispielsweise ein guter Finanzminister werden soll; ein ähnlicher Prozeß der innern Häutung widerfährt dem für die höchsten Ideale begeisterten Schriftsteller, wenn er den Kränzen der

Nachwelt, bei denen man verhungern kann, die Tantiemen der Theaterdirektoren vorzieht; kurz, wohin wir sehen, gewahren wir einen starken Verbrauch an Charakteren, der sich natürlich überall da einstellt, wo die Leute „nach oben“ wollen. Aber diesem starken Abgang fehlt von unten her, d. h. aus den Reihen der Jugend, der ausreichende Ersatz. Das soll aber, dank der Fürsorge einer weisen Regierung, in Zukunft anders werden; schon haben die Schulen die erforderlichen Anweisungen erhalten, und die Charakterfabrikation wird demnächst im großen Stil betrieben werden. Was wohl dabei herauskommen mag? Fabrikware!

Wer hat die Möglichkeit und damit die Verpflichtung, für die Charakterbildung des heranwachsenden Geschlechts zu sorgen? Vor fünfzig Jahren wäre ein Mann, der eine solche Frage vor ernstern Zuhörern hätte erörtern wollen, mit Kopfschütteln angesehen worden. Heute sind wir dahingekommen, daß es die ganze Nation, die Nation der Denker, ruhig hinnimmt, wenn ihr von einigen Tamtamschlägern auf jene Frage eine falsche oder vielmehr eine gefälschte Antwort gegeben wird. Wie verhält es sich denn um diese Sache, ihr Väter und Mütter? Euch sind die Kinder bis zum siebenten Jahre zur alleinigen Hut gegeben, euch allein gehören sie in jenem Alter, wo das Wachs des jungen Herzens für jeden Eindruck empfänglich ist, wo sich ihm die ersten Spuren eindrücken, die allmählich zum tiefen Geleise der Gewöhnung werden. Von euch lernt das Kind sprechen und beten, gutes und böses unterscheiden, ihr seid ihm der Inhalt seiner Liebe und seines Lebens. Und erst dann, wenn die Ketten des Gewebes für den künftigen Charakter längst in der Seele eures Kindes gelegt sind, kommt es in die Schule. Der Mann, der hier, wie man sagt, an eure Stelle tritt, ist nicht instande, die Ansätze der Charakterbildung, die das Kind, sich selbst und leider auch vielen Eltern unbewußt, bis zum siebenten Lebensjahre gemacht hat, zu beseitigen. Und wenn ihr euch gegenwärtigt, daß dieser Mann vierzig, fünfzig, ja sechzig Schüler zugleich unterrichtet, daß sein nächstes Ziel doch nach wie vor die Pflege der Verstandeskkräfte ist, so werdet ihr euch gegen die Annahme auflehnen, daß irgend eines andern Menschen Einwirkung auf eure Kinder der eurigen vorangehen könnte. Gewiß wäre es schlimm, wenn in der Schule nicht manches gute Saatkorn in die jungen Herzen gelegt würde; ob aber dieses Korn aufgeht und wie es sich entwickelt, das hängt in erster Linie davon ab, wie das Elternhaus in der Kindesseele den Boden bereitet hat.

Wenden wir von der Volksschule den Blick auf die höhern Unterrichtsanstalten, so gewahren wir da ein ähnliches Verhältnis. Wohl vermag die höhere Schule gegenüber der Charakterbildung ihrer Zöglinge eine wichtige Aufgabe zu lösen, indem sie einerseits vor sie hintritt mit der Forderung, Tag für Tag die ganze Kraft und das ganze Wollen einzusetzen, andererseits ihnen die Überzeugung beibringt, daß sie es sich gefallen lassen müssen, mit dem

selben Maße wie alle andern gemessen zu werden. Aber gerade hier, wo die Schule am unmittelbarsten den jugendlichen Charakter zu erfassen und zu bilden trachtet, tritt nur allzu oft das Elternhaus hemmend und störend dazwischen. Es ließen sich Bücher voll schreiben von jenen unerquicklichen Zwischenfällen, wo ein schwacher Vater oder eine noch schwächere Mutter der Schule und der Wahrheit ein Schnippchen schlägt, um den Sohn irgend einer Pflicht oder einer auf Pflichtverletzung gesetzten Strafe zu entziehen. Von andern Dingen, wodurch sich manches Elternhaus an der Charakterbildung der Kinder versündigt, wollen wir lieber schweigen. Wer heute in einer Stadt von über 100 000 Einwohnern die Augen offen hält, kann beobachten, wie manche Familien — und vor allem die sogenannten besten — systematisch an der Charakterverschlechterung ihrer Kinder arbeiten. Da und nirgends anders liegt der Nährboden, aus dem das blasirte, absatz- und rückgratlose fin-de-siècle-Geschlecht unsrer Großstädte hervorstübt. Höre man doch endlich auf, die Verantwortung für das Strebertum, für die Vergnügungssucht, für die geistige und moralische Verkrüppelung der sogenannten jeunesse dorée auf fremde Schultern zu legen! Zerstöre man endlich den bequemen und pflichtvergessenen unter den Eltern die Freude an dieser Lüge, indem man mit allem Nachdruck darauf hinweist, daß sie, sie allein vor Gott und vor der Nation für die Erziehung ihrer Kinder haftbar sind. In diesem Sinne muß man es mit Freuden begrüßen, daß neuerdings aus den meisten Schulordnungen jener Paragraph verschwunden ist, der den Besuch eines Wirtshauses mit Strafe bedrohte, ein Paragraph, der in der That, aber im übeln Sinne des Wortes, zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, weil er die Eltern zu einer unangebrachten Sicherheit verleitete und zugleich die Lehrer mit dem verächtlichen Beruf der Spionage betraute.

So viel über die Schäden am Dache, insofern sich die Dinge, die wir zuletzt besprachen, hauptsächlich auf die Kreise erstrecken, aus denen die „Führenden“ der Nation hervorzugehen pflegen. Nun zur Besprechung des zweiten Punktes.

Bekanntlich wurde von allerhöchster Stelle der Schule der Vorwurf gemacht, daß sie dem Staate in der Bekämpfung der sozialdemokratischen Propaganda seit einigen Jahrzehnten keinen, jedenfalls nicht den ihr möglichen Beistand gewährt habe. Wenn aber hier eine Schuld vorliegt, so hat sie der „Grüne,“ insofern er den Lehrern jedes Eingehen auf Zeit- und Streitfragen untersagt hatte. Die neuen preussischen Lehrpläne haben nun in dieser Angelegenheit eine der frühern entgegengesetzte Stellung eingenommen und verlangen „mit sicherem Takt und großer Umsicht“ Belehrungen „über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart.“

Vor uns liegt der Bericht, der in diesen Tagen der rheinischen Direktorenkonferenz über die Gestaltung der eben erwähnten Belehrungen vorgelegt

worden ist. Eine Menge von redlichem Willen und Bemühen steckt in diesem Berichte, der sich im großen Ganzen als der verdichtete Niederschlag einer Arbeit darstellt, an der einundvierzig Lehrerkollegien der Provinz teilgenommen haben. Dabei offenbart sich eine erfreuliche Übereinstimmung hinsichtlich des Satzes, daß es der Schule möglich und geboten sei, das wirtschaftliche Leben der Gegenwart durch vergleichende Betrachtungen der Vergangenheit näher zu bringen. Der Geschichtsunterricht sei hauptsächlich zur Lösung dieser Aufgabe berufen, aber auch einige andre Fächer seien geeignet, das erstrebte Ziel erreichen zu helfen. Während aber in diesen Punkten, wie schon bemerkt, die einzelnen Berichtersteller keine großen Meinungsverschiedenheiten zeigen, ergab sich eine geringere Übereinstimmung in der Beantwortung der Frage, auf welche Weise die Schule die Ziele der Sozialdemokratie zu bekämpfen habe, eine Aufgabe, die der Kaiser in die Worte gefaßt hatte: „der Jugend die Überzeugung zu verschaffen, daß die Lehren der Sozialdemokratie nicht nur den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widersprechen, sondern in der Wirklichkeit unausführbar und dem Ganzen wie dem Einzelnen verderblich sind.“ Gegenüber dieser Forderung, die später von dem preußischen Staatsministerium in die Form gebracht wurde, „die Unmöglichkeit der sozialdemokratischen Bestrebungen ist an den positiven Zielen der Sozialdemokratie nachzuweisen,“ haben verschiedene Lehrerkollegien schwere Bedenken geltend gemacht, indem sie darauf hinwiesen, daß man im Begriffe stehe, den weisen Weg der Alten zu verlassen und die jugendlichen Gemüter in die Parteiungen der Gegenwart hineinzuzerren. Nicht in bestimmten Lektionen habe die Bekämpfung der genannten Irrlehren zu erfolgen, sondern der Unterricht müsse in seiner Gesamtheit darauf angelegt sein, die Jugend an harte Arbeit zu gewöhnen und den Sinn für Wahrheit zu wecken.

Wir beginnen die Untersuchung, was hier das richtige sei, wieder mit der Frage nach der Quelle des Übels. Daß das gewaltige Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen nur ein Symptom der Krankheit darstellt, und daß diese selbst tiefer sitzt, giebt der Verfasser des Berichtes (Direktor Asbach) selber zu, wenn er sagt: „Aus dem gesamten Unterricht muß die Überzeugung hervornachsen, daß es in der Entwicklung der Menschheit keinen Stillstand giebt, daß die Formen, in denen sich ihr Leben bewegt, in stetem Fluß sind... Zu behaupten, daß die bestehende Gesellschaftsordnung vollkommen und keiner Besserung fähig sei, würde gleichbedeutend sein mit der Leugnung des Fortschritts überhaupt.“ Und etwas weiter heißt es sogar: „Dem vernünftigen Kern des sozialistischen Programms wird der Sieg nicht fehlen, der unvernünftige Teil derartiger Bestrebungen wird an seinem eignen Widersinn scheitern.“ Schade nur, daß uns verschwiegen wird, wo das Vernünftige aufhört und die Unvernunft beginnt. Wir bezweifeln, daß irgend jemand, auch wenn er dem Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens näher stünde, als das bei unsern Gym-

nasiallehrern der Fall zu sein pflegt, nach der Lage der Dinge heute imstande ist uns zu sagen, bis zu welchem Punkte sich die sozialistischen Ideen verwirklichen werden.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die von dem Berichterstatter aufgestellte zweiundzwanzigste These. Diese lautet: „Die ökonomischen Ziele der Sozialdemokratie können in Untersekunda (!) an den Forderungen des Gothaer Programms klar gemacht werden. Die Unmöglichkeit ihrer Ausführung wird an den positiven Zielen nachgewiesen. In der Oberprima werden diese Unterweisungen wiederholt und durch Eingehen auf die politisch und sittlich revolutionären Tendenzen der Sozialdemokratie erweitert und vertieft.“ Gegen den Inhalt dieser These haben wir drei schwere Bedenken.

Obgleich wir weit davon entfernt sind, dem Stande der Gymnasiallehrer etwas nachsagen zu wollen, was als ein Mißtrauen gegen die Gediegenheit und Vielseitigkeit seiner Bildung gedeutet werden könnte, so glauben wir es doch aussprechen zu müssen, daß augenblicklich nur eine sehr geringe Zahl von Lehrern in der Lage sein dürfte, jene Dinge mit einer auf Studien und praktischer Erfahrung beruhenden Beherrschung des Stoffes zu behandeln.

Aber selbst wenn die geeigneten Lehrer, was wir einstweilen nicht ohne Grund in Abrede stellen, in genügender Zahl vorhanden wären, so bleibt noch immer der Mißstand, daß die Schüler für die Erörterung dieser Dinge, an denen sich so viele ernste Männer ihren alten Kopf zerbrechen, im allgemeinen nicht reif sind. Wer dagegen der Meinung ist, daß man vor sechzehn- bis neunzehnjährigen Jungen „die ökonomischen Ziele der Sozialdemokratie und ihre politisch und sittlich revolutionären Tendenzen“ erörtern könne, der bringt sich, wie uns scheint, damit in den Verdacht, daß er sich der Tragweite der Sache nur dunkel bewußt sei. Dazu kommt als drittes Bedenken die Erwägung, daß der Gegenstand selbst so ganz unfaßbar ist. Die Führer der sozialdemokratischen Partei lehnen es hartnäckig ab, ein bestimmtes Glaubensbekenntnis abzulegen, und wer sie auf Grund gelegentlich abgefaßter Programme bekämpfen will, setzt sich der Gefahr aus, gegen Windmühlen zu fechten. Wie soll es ferner der Lehrer machen, wenn er die einzelnen Stoffe, z. B. das eherne Lohngesetz, behandelt? Soll er dieses als unwahr hinstellen, auch wenn er sich im stillen sagt, daß es einen nur allzuwahren Gedanken enthält, den Gedanken nämlich, daß infolge der maßlos gesteigerten Konkurrenz und einer mangelhaften Rechtsauffassung die Arbeiter thatsächlich wie eine Ware den Schwankungen von Angebot und Nachfrage ausgesetzt sind? Soll für diese Thatsache etwa Lassalle verantwortlich gemacht werden, damit der eigentliche Schuldige nicht erkannt werde? Diese und ähnliche Bedenken stehen der Ausführung jener These so sehr im Wege, daß wir es lieber gesehen hätten, wenn der Berichterstatter, den hier nach seinem eignen Geständnis die Erfahrung im Stiche läßt, vor ihrer Aufstellung zurückgewichen wäre, zumal er von einer

Seite auf die Gefährlichkeit seiner Forderung hingewiesen worden war. Ein Direktor in Krefeld — soviel wir sehen, der einzige, der sich bei seinem Urteil auf Erfahrung berufen konnte — erklärt: „Heute verwerfe ich eine schulmäßige Behandlung der Ideen eines Lassalle, wie ich sie selbst im vorigen Jahre versucht habe; noch bedenklicher erscheint es mir, die Umsturzideen eines Karl Marx zu erwähnen. Wir müssen uns für diesen Zeitraum damit begnügen, die Verdienste unsrer Monarchen um die arbeitenden Klassen darzulegen und den Inhalt der einschlägigen Gesetze hervorzuheben.“ Als wir das lasen, haben wir lebhaft bedauert, die Gründe nicht zu erfahren, die den betreffenden Direktor schon nach einem Jahre von der Wiederholung seiner antisozialdemokratischen Lektionen zurückgeschreckt haben. Die preußische Unterrichtsverwaltung aber scheint uns allen Grund zu haben, sich nach diesen Gründen zu erkundigen, bevor anderswo, namentlich bei dem jetzt drohenden Übereifer, ein weiteres Unheil angerichtet wird. Die Jugend ist nun einmal opferfreudig, sie haßt das Unrecht in jeder Form und übersieht in ihrer Begeisterung die Schwäche jener utopistischen Träume von einem Himmel auf Erden. Wir persönlich haben die Wahrnehmung gemacht, daß vor mehreren Jahren eine Anzahl begabter Jünglinge durch das bekannte Buch von Bellamy geradezu fanatisch begeistert wurde. Heute hat der Most von damals ausgegohren, und die meisten sind von ihrer Schwärmerei längst geheilt. Ob aber dieser Prozeß einen ebenso befriedigenden Verlauf genommen hätte, wenn jenen Jünglingen von Amts wegen die sozialistischen Ideen schlecht gemacht worden wären, das möchten wir doch bezweifeln.

Wir wollen diese Betrachtungen nicht schließen, ohne ein ernstes und wahres Wort hierher zu setzen, das der Verfasser des Korreferats aus einem Aufsatz des rheinischen Provinzialschulrats Münch mitteilt. Münch sagt: „Es wird kein Zaubermittel geben, die gewaltige Kluft rasch zu schließen, die immer mehr Gebildete und Volk von einander trennt. In der That immer mehr; denn manche gutgemeinte Versuche der Überbrückung haben ganz und gar nicht diese Kraft bewiesen, und die soziale Bewegung der Gegenwart, wenn auch scheinbar viel beschränkter oder bestimmter in ihren Zielen und für jetzt plump und roh in ihrer Form, ist schließlich doch die Äußerung des tiefgegründeten Bedürfnisses nach neuem Ausgleich. Das Empfinden unsrer höhern Stände ist gegenwärtig dem des Volkes durchaus entfremdet, und alle übliche Schwärmerei für die Art des Volkes ist nichts als ein Anzeichen der Sehnsucht nach dem, was man nicht hat, wovon man innerlich wie äußerlich so weit entfernt ist.“ Im Anschluß an diese Worte bespricht das Korreferat die von der Sozialdemokratie aufgestellte Forderung des unentgeltlichen Unterrichts auf allen Stufen und meint, daß sich für manchen Schüler eine verblüffende, aber wohlthunende Perspektive eröffnen werde, wenn ihm gesagt werde, daß es schon jetzt Länder gebe, wo einzig und allein die geistige Begabung und der Ernst des

Strebens, nicht aber wie bei uns die Vermögenslage der Eltern über die Art und Länge des Bildungsganges entscheide. In der That, auch wir würden uns von einer derartigen Betrachtung etwas gutes versprechen. Wo aber bliebe dann der preussische Finanzminister, der jene gähnende Kluft, die unser Volk in zwei einander fremde Teile scheidet, dadurch erweitert, daß er für die sämtlichen höhern Staatsschulen das Schulgeld um etwa zwanzig Prozent erhöht hat?*)



Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis

Zwei Besuche am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha

(Schluß)



achdem mich der Herzog entlassen hat, in meinem Zimmer geschrieben; vieles überdacht.

Das Wetter klärt sich ein klein wenig auf; Philipp erscheint: Diner bald nach vier, im Jagdanzug! Wir geht ein Licht auf: der Frack ist hier die Ausnahme, die Gala!

Der Herzog, Erbach, Leiningen erscheinen bei Tisch in allerhand kurzen Sacken und gewaltigen Wasserstiefeln und eilen davon, ehe noch das Mahl ganz beendet ist. Wir ändern im Überrock.

Spazierfahrt mit der Herzogin. Miß Gianetta mit dieser im Ponyphaethon, den die Herzogin selbst führt; die beiden jüngern Misses Hughan, Fräulein von Thümmel und ich in einer Kalesche. Wir fahren durch eines der, wie die Sage berichtet, von der heiligen Elisabeth angelegten und mit Kolonisten aus Ungarn bevölkerten Dörfer: Groß-Tabarz, dann ein Wald- und Wiesenthal, in dem sich keine menschlichen Wohnungen zeigen, hinauf, endlich zu Fuß durch den Wald, die Berglehne hinan zum Thorstein.

Abends Soiree im Billardzimmer, wo geraucht wird; aber Frau von Meyern ruht nicht, bis sie in den Salon der Herzogin verlegt wird.

An neuen Gästen erscheint da der Fürst Hagfeldt, Standesherr auf Trachenberg in Schlesien, der ein Haus in Gotha besitzt und seine Winter da verlebt, weil ihn seine eigentümlichen Familienverhältnisse und sein Liberalismus am preussischen Hofe mißliebig gemacht und mit dem schlesischen Adel brouillirt haben. Ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter. Dann erscheint, durch G. Freytag eingeführt: Berthold Auerbach, der Verfasser der „Dorf-

*) Wir gedenken in einem der nächsten Hefte auf die Stellung der Konferenz zu der oben behandelten Frage zurückzukommen.